

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 1 (1925-1926)
Heft: 5

Artikel: Student - Ausläufer - Hilfs-Chauffeur! : Wie ich meinen Lebensunterhalt selbst verdiene
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Student – Ausläufer – Hilfs- Chauffeur!

*Wie ich meinen Lebens-
unterhalt selbst verdiene*

V o n e i n e m S t u d e n t e n

Sie haben noch keine Praxis, junger Mann, kommen Sie erst einmal zwei Jahre bei uns in die Lehre, dann wollen wir sehen, ob Sie überhaupt wissen, was arbeiten heisst.»

Ich weiss nicht mehr, wie oft ich das hören musste, als ich als Maturand aus der Mittelschule kam und genötigt war, meinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen, bevor ich mein Studium fortsetzen konnte. Auf Grund meiner Zeugnisse hatte ich geglaubt, wenn nicht gerade einen Posten in leitender Stellung, so doch irgendwo einen guten Vertrauensposten zu finden. Ich hatte mich getäuscht. Schliesslich fand ich Arbeit als Hilfsangestellter in einer Grossbank, wo man junge Leute suchte, die den ganzen Tag nichts anderes zu

tun hatten, als Couverts zu schreiben, Wechsel zu kopieren usw. Dazu konnte man ja auch einen Studenten brauchen. Man engagierte mich mit einem Anfangslohn von 250 Fr. Das war eine fürstliche Bezahlung für mich. Ich hatte bis jetzt immer nur aus der Tasche meines kranken Vaters gelebt, nun konnte ich doch wenigstens meinen Unterhalt selbst bestreiten. Gleich von Anfang an merkte ich, dass auch die Massenarbeit für einen Studenten nicht zu nieder ist, denn da begegneten mir alles neue Dinge: Wechsel, Obligationen, Aktien usw., von denen der unterste Laufbursche mehr wusste als ich. Ich musste bald erkennen, dass die Enttäuschung gross gewesen wäre, wenn man mich gleich an einen bessern, vielleicht verantwortungsvollen Posten

gestellt hätte, wie ich mir es früher vorstellte. Aber ich hatte mich bald eingearbeitet, und sobald ich meine Arbeit begriffen hatte, so war sie mir auch schon zu Tode langweilig. Ich hatte monatelang tagtäglich nichts als Checks zu schreiben oder Wechsel auf grosse Bogen einzutragen. So dachte ich manchmal gern an die doch schönen Schulstunden in der Mittelschule zurück, wo der Professor jede Stunde etwas Interessantes und Neues brachte.

Ich wollte und musste wieder aus dieser Bank heraus. Niemals hätte ich das Los der vielen Beamten teilen können, die sich hier jahraus, jahrein tagtäglich am gleichen Schreibtisch krümmten, am Morgen den Abend herbeisehnten und am Montag jammerten: «O, wenn es nur schon Samstag wäre!»

Als mein Vater nach langer Krankheit starb, lagen die Verhältnisse so, dass ich jetzt ganz auf mich selbst angewiesen war. Nun wollte ich auch meinen schon lange gefassten Entschluss ausführen und aus der Bank austreten, um mein Studium fortzusetzen. Aber woher sollte ich das Geld hierfür nehmen? Wovon meinen Unterhalt bestreiten und zugleich noch für die Kosten des Studiums selbst aufkommen? Manchmal sass ich trübselig an meinem Posten in der Bank und dachte darüber nach, wie sich ein Ausweg finden könnte. Ich träumte von einer schönen Zeit, wo ich wieder an sonnigen Nachmittagen wie andere Leute auf der Strasse spazieren konnte. Mein Platz auf der Bank befand sich an einem Fenster im zweiten Stock, wo ich bequem bei der Arbeit in das Getriebe auf der Bahnhofstrasse sah. Wenn ich dann manchmal über mein

Körbchen, in welchem hunderte von Wechseln zum Eintragen bereit lagen, hinwoblickte und da unten sah, wie die Couleurstudenten promenierten, oder wie die Ausläufer und Boten grosser Häuser auf Velos oder mit Handwagen vergnügt durch die Strassen eilten, da dachte ich, es wäre doch gewiss schöner, an Nachmittagen auch unter diesen fröhlichen Menschen zu weilen, als hier oben hinter dem Pult zu sitzen und tagtäglich das Gleiche niederzukritzeln.

Professor und Ausläufer

Ich dachte mir, dass ich vielleicht sogar als Student irgendwo einen romantischen Ausläuferposten finden könnte. Warum sollte ich nicht für einen rechten Lohn Spaziergänge, sogar mit einem Wäglein, durch die Stadt machen, wenn ich dadurch die Mittel finden würde, meine Vorlesungen zu besuchen?

— — Aber vorläufig fand ich doch noch einen andern Weg. Ich fing an, in den Abendstunden nach Feierabend Stunden in Mathematik, Naturwissenschaft, Französisch und Englisch zu erteilen. Durch ein kleines Inserat in der Zeitung hatte ich bald eine Schar von Schülern um mich gesammelt, und kaum hatte ich Feierabend auf der Bank, so eilte ich zu meinen Schülern. Ich brachte es schliesslich auf fünf Schüler, denen ich im ganzen 12 Stunden pro Woche erteilte. Ich erhielt pro Stunde 2—4 Franken, was mir je nachdem 25—30 Franken pro Woche, also bis 120 Franken im Monat ausmachte. Da entschloss ich mich, den Schritt zu wagen; ich kündigte auf Beginn des Semesters meine Stellung auf der Bank und belegte meine Vorlesungen. Es ging in den Winter.

Ich bekam durch ein weiteres Inserat noch drei Schüler und verdiente nun mit meinen Stunden 150 Franken pro Monat. Mit diesen 150 Franken hätte ich mich knapp durchschlagen können; denn ich bezahlte für mein Zimmer mit dem Frühstück 60 Franken, sodass mir für die Mahlzeiten noch 90 Franken blieben. Allein die Rechnung ging nicht so glatt auf; denn man vergisst immer, dass da noch die Wäsche zu bezahlen, jede Woche einige neue Anschaffungen zu machen sind, wie Schuhbündel, Schuhsohlen, Hemdenknöpfe, dann Schreibpapier, Briefmarken und Zigaretten. Das alles zählt sich. Zum Glück sah ich das noch zur rechten Zeit ein, und da ich ja noch viel freie Zeit zur Verfügung hatte, so musste unbedingt noch etwas geschehen. Es war aber zu jener Zeit keine andere Arbeit, vor allem keine Bureauarbeit zu finden; man suchte **nur junge** Burschen für Botengänge. Meine Träumereien von der Bank mussten doch Wirklichkeit werden. Ich war entschlossen, auch Botengänge zu besorgen.

Zufällig las ich im Tagblatt von einer offenen Stelle für einen jungen Mann als Aushilfe im Bureau und Magazin, der auch Ausgänge zu machen hätte. «Das ist ein Posten ausgerechnet für mich», dachte ich. Als ich hinkam, standen bereits 40 junge Leute dort, die alle auch auf den Winter versorgt sein wollten. Fast hätte ich nur aus Mitleid mit den armen Kameraden wieder den Rückzug angetreten. Aber das wollte ich auch nicht; denn, was ich angefangen hatte, wollte ich auch durchführen. Ich wartete also, bis ich an die Reihe kam und — siehe da, ich war der Auserwählte. Der Prinzipal engagierte mich für 3 Stunden

tägliche Mitarbeit im Bureau, Magazin, eventuell für Botengänge, bei einem Lohn von 75 Franken pro Monat. Die Zeit konnte ich mir unter Berücksichtigung meines Stundenplanes nach meinem Belieben einteilen. So war ich nun also Student, Hauslehrer, Magaziner und Ausläufer, alles zugleich. Jeder Tag war nun auch voll ausgefüllt; vormittags ging es meistens von 8—10 Uhr ins Kolleg, dann arbeitete ich bis 12 Uhr in der Schuh-Grosshandlung, machte Pakete, holte das Z'Nüni für die Angestellten und verfrachtete auch etwa einige Päcklein. An den Nachmittagen musste ich jeweils auch noch eine Stunde für die Firma arbeiten, hatte nachher meistens noch Vorlesung und besuchte am Abend meine Schüler. Die Tage vergingen, ich wusste gar nicht wie. Drei meiner Schüler waren Wirtsöhne; unglücklicherweise musste ich diese meistens nacheinander besuchen. Sie wohnten alle in der äussern Stadt, im Arbeiterviertel. Die Stunden wurden meistens in der Wirtsstube erteilt, wo man mir natürlich immer zu essen und zu trinken auftrug. Während sich da mein Schüler mit einem Aufsatz oder mit einem schwierigen Rechenexempel abquälte, sass ich neben ihm, schnabulierte und trank gemütlich, rauchte mir eine Zigarette und schaute dem Betrieb zu, den die andern Gäste veranstalteten. Gelegentlich gab ich meinem Schüler dann einige Auskünfte oder korrigierte am Ende der Stunde schnell, was er geleistet hatte. Nicht selten passierte es mir, dass ich die letzte der 3 Stunden absagen musste, weil ich mich bei den vorher besuchten Schülern in der gemütlichen Wirtsstube zu lange beim Weinglas aufgehalten hatte. Das ärgerte mich

dann, obschon ich eigentlich die drei Franken, die ich hier versäumte, durch das Nachtessen, das ich beim andern Schüler erhielt, wieder eingebracht hatte. Andere Stunden waren wieder weniger leicht abgetan.

Oft kam ich sehr spät nach Hause; denn es blieb nicht immer nur bei den Stunden. Ich wurde in die Familien eingeführt, sollte immer etwas erzählen vom Studentenleben, von Kneiperei usw. Wenn die guten Leute gewusst hätten, wie müde ich war, wie wenig aufgelegt, noch stundenlang zu plaudern, zu rauchen oder gar noch Karten zu spielen und zu trinken, so hätten sie es gewiss begriffen, dass ich mich manchmal rasch verabschiedete mit der Bemerkung, ich hätte noch schwer zu tun heute abend.

Eigentlich hätte ich durch noch einige Stunden den etwas unangenehmen Posten in der Schuh-Grosshandlung ersetzen können; aber ich wollte nun, da ich in diesem Geschäft die Stelle einmal angetreten hatte, was ich unternommen hatte, auch durchsetzen. Ich wurde allerdings immer mehr als Ausläufer beansprucht, und diese Tätigkeit erschien mir nicht mehr so idyllisch, wie ich es mir früher ausgedacht hatte; denn es war schon mitten im Winter, und deshalb manchmal sehr unangenehm, in der Kälte mit grossen Paketen auf den Schultern oder auf den Armen lange Spaziergänge zu machen.

Auf dem Hund

Ich kam oft ganz verfroren in die Vorlesung und konnte manchmal nicht einmal niederschreiben, was der Professor erzählte, weil ich noch zu steife, kalte Finger hatte. Lustig kam es mir immer vor, wenn ich jeweils am Zollamt oder



„Während mein Schüler sich abquälte, schnabulierte und trank ich . . .“

am Bahnhof Sendungen abfertigen musste und mir dabei die andern Ausläufer mit vertraulichem Du an die Hand gingen, wenn ich mich manchmal als Neuling gar zu unbeholfen stellte und nicht wusste, an welchem von den vielen Schaltern ich meine Angelegenheit vorbringen musste.

Diese Ausläuferstelle verlor ich nach Weihnachten, weil ich während der Weihnachtsferien eine Reise nach Wien unternahm, um dort meine Mutter zu besuchen. Als ich von dort aus meine Heimreise wieder antreten wollte, war mir der Rückweg abgeschnitten, weil der Arlberg verschneit war. So musste ich wohl oder übel einige Wochen im kalten Wien bleiben. Aber auch dort fand ich Arbeit. Ein Hotelier, der sich darüber freute, dass ich mir meine Studien selbst finanzierte und mich als Akademiker zu jeder Arbeit bereit erklärte, engagierte mich über die Feiertage, d. h. bis 10. Januar

„Während des Schreibens
schief der Bekneipte ein...“



als Kassier. Da konnte ich auch wieder etwas lernen. Es war ein Passantenhotel, in welchem Reisende aus allen östlichen Ländern verkehrten. Die Zeit war aber bald vorüber, und nach vierwöchigem Aufenthalt kehrte ich wieder nach Zürich zurück. Meine schöne Stelle in der Schuh-Grosshandlung war aber nun mittlerweile von einem richtigen Ausläufer besetzt. Damit war meine Tätigkeit als Magaziner und Ausläufer beendet, und ich beschränkte mich nun wieder aufs Stundengeben. Dafür war es nun besonders günstig, weil sich auf das Frühjahr viele Schüler für Prüfungen vorbereiten mussten. Da war also noch etwas zu verdienen. Auf ein Inserat bekam ich so viele Offerten, dass ich gar nicht alle berück-

sichtigen konnte. In einer grossen Pension wollte der Sohn unbedingt ans Technikum; ich sollte ihn für diese Prüfung vorbereiten, musste täglich eine Stunde kommen und erhielt Fr. 2.50 pro Stunde und alle Tage ein feudales Mittagessen. Ein anderer Herr, ein Arzt, wollte seinen Knaben, einen lieben, intelligenten Jungen, unbedingt auf dem Gymnasium haben, und ich musste ihm etwas in Heimatkunde und Geschichte nachhelfen. Ich bekam 4 Franken pro Stunde. So blühte das Geschäft. Aber Anfang März, als die Prüfungen zu Ende waren, war es auch schon wieder aus mit diesem Verdienst. Es ging auch schon wieder den Ferien zu, wo ich sowieso keine Stunden zu geben hatte.

Ich sah also einem Monat ohne Geld entgegen und war beim Gedanken daran fast am Verzweifeln. Schon jetzt schränkte ich mich in jeder Beziehung ein. Ich ging wieder in die alkoholfreien Restaurants, um billig zu essen, und auch sonst wurde, wo es ging, gespart. Ich liess mir die Schuhe tüchtig nageln, um ja nicht etwa noch 10 Franken für Schuhsohlen ausgeben zu müssen. Die Kragen wurden auf beiden Seiten getragen, und Zigaretten rauchte ich nur noch, wenn ich sie geschenkt bekam. Je näher das Ende des Monats heranrückte, um so kritischer wurde die Lage; denn woher sollte ich die 60 Franken nehmen, um mein Zimmer zu bezahlen? Auch die Barschaft ging aus, und ich durfte manchmal für den ganzen Tag nicht mehr als Fr. 1.50 ausgeben. Zum Glück fand ich aber Leidensgenossen in unserer Studentenpension; denn diese waren Ende Monats regelmässig « auf dem Hund ». Da wurde nun meistens gemeinsam im Korridor zu Mittag und zu Nacht gespeist, d. h. jeder brachte für seine letzten Rappen noch etwas auf den gemeinsamen Tisch: Der eine lieferte den Tee, der andere das Brot, ein dritter die Butter und Käse dazu, und der noch am besten Situierte lieferte meistens etwas Aufschnitt oder gar Schinken. Da war ich immer froh, wenn ich mich da mit einigen Rappen auch beteiligen konnte.

1 Rappen pro Adresse

Anfang April fand ich dann endlich doch eine Beschäftigung. Ich hatte bisher immer auf Tod und Leben Offerten gemacht auf Zeitungsinserate, und nun schlug es plötzlich gerade noch zur rech-

ten Zeit ein: Couverts schreiben! Die verhasste Arbeit von der Bank. Aber in der Not frisst der Teufel Fliegen: Schnell holte ich mir bei dem Vervielfältigungsinstitut, welches die Arbeit ausgeschrieben hatte, die nötigen Instruktionen. Man gab mir ein Paket mit 10 000 Couverts mit. Als ich in unsere Studentenpension kam, fiel den Kameraden das grosse Paket auf, das ich unter meinem Arme trug. Sie fragten mich, was ich hier wieder Neues bringe. Geheimnisvoll packte ich die 10 000 Briefumschläge aus, und alle zerbrachen sich den Kopf darüber, was ich nun vor hatte. Der eine glaubte, ich wolle eine neue Firma gründen, der andere meinte, ich sei Direktor einer Aktiengesellschaft geworden. Nur einer, ebenfalls ein armer Teufel, der, wie er mir selbst vertraut hatte, mit Ach und Krach die Zuschüsse für sein Studium von seiner Tante bekam, fragte mich kleinlaut, ob ich etwa eine Arbeit angenommen hätte. Er kannte sich schon aus auf diesem Gebiet und fand 10 Franken, die man mir für 1000 Adressen bezahlte, nicht zu wenig. Er habe schon billigere Adressen abgeliefert. Sofort setzte ich mich an die Arbeit. Ich schrieb und schrieb — an alle Modistinnen der Schweiz freundliche Einladungen für eine Modeschau, und nachher noch an einige tausend Vereinsmitglieder einer israelitischen religiösen Gemeinschaft. Anfänglich, mit den Adressen der Modistinnen, ging es ziemlich rasch vorwärts. Es schien mir auch gar nicht so langweilig; denn soviel ich Zeit hatte, stellte ich mir diese schicken Damen, es waren meist Mademoiselles, in Gedanken immer vor. Welche mag wohl die schönste gewesen sein? Ja, die Arbeit beschäftigte mich

geistig so stark, dass ich nachts davon träumte.

Ich arbeitete meistens von 8—12 und 2—6 Uhr, genau wie auf der Bank, und machte in dieser Zeit ziemlich exakt meine 1000 Couverts. Gegen Ende der Woche arbeitete ich auch noch des Nachts und lieferte am Montag 10,000 Couverts ab als Resultat einer Woche. Die 100 Franken, die ich mir da verdient hatte, konnte ich dringend brauchen und ermunterten mich, noch mehr anzunehmen. Man hatte nun Preislisten auszufüllen, eine Arbeit, bei der es auch auf Zuverlässigkeit ankam. Meine Kameraden, die inzwischen über meine Pakete Aufklärung bekommen hatten, kamen teils schüchtern, teils mit frechen Bemerkungen: Ob ich wieder Seminararbeiten mache, sie möchten mir auch helfen dabei und etwas verdienen. Selbstverständlich war ich damit einverstanden; denn sie kamen mir gerade recht, und ich konnte so der Firma gegenüber meine Verpflichtung rasch durchführen und mich als fleissiger Arbeiter ausweisen. Unser vier füllten wir nun die Preislisten aus: Der eine diktierte, und wir andern drei schrieben, dass die Federn heiss liefen dabei. Schon nach 2 Tagen brachte ich die Preislisten ausgefüllt zurück und sagte dem erstaunten Direktor, dass ich Tag und Nacht gearbeitet habe. Er war erfreut und bezahlte mir die 56 Franken aus, die ich unter meine Kameraden, ihrer Arbeit entsprechend, verteilte. Zwei davon reisten noch am nächsten Tage zur letzten Skitour in die Berge; denn es schien ihnen gerade noch an den 10 Franken gefehlt zu haben. Und der dritte verjubelte das so unerwartet verdiente Geld am Abend mit seiner « Kleinen ». Ich brachte aber

wieder neue Arbeit mit und schrieb noch einige Tage mit meinen andern Kameraden zusammen. Dummerweise wurde gerade dieses zum grössten Teil in gemüthlicher Weise verdiente Geld mit den übrigen Kollegen in der nahen Kneipe bei Sang und Klang vertrunken.

Später bekam ich immer noch dann und wann Bericht aus diesem Schreibbureau, und zwar per Express-Brief: Ich möchte vorsprechen, man habe wieder für ein, zwei Tage Arbeit für mich. Während des Semesters war mir dieses manchmal direkt unangenehm. Aber ich führte die Arbeit aus, selbst wenn es mich dabei eine Nacht kostete. Einmal war ich um 4 Uhr morgens mitten in der Arbeit, als ein Kamerad gerade vom Bummel heinkam. Natürlich klopfte er in seinem Delirium bei mir noch an, da er in meinem Zimmer Licht sah. Ich benutzte diese Gelegenheit und konnte den guten Teufel überreden, mir auch noch mehr als hundert Couverts zu schreiben. Allmählich schlief er aber dabei ein. Ich liess ihn sitzen und verzog mich auch in meine Klappe. Als er am Morgen aufwachte, war er sehr erstaunt, sich in meiner Bude zu befinden und zugleich aber angenehm berührt, als ich ihm den Franken überreichte, den er heute Nacht im Rausche verdient hatte. Nach dieser Couvertsschreiberei musste ich aber auch schon wieder schweren Herzens an den Semesteranfang denken, der mich viel Geld kostete.

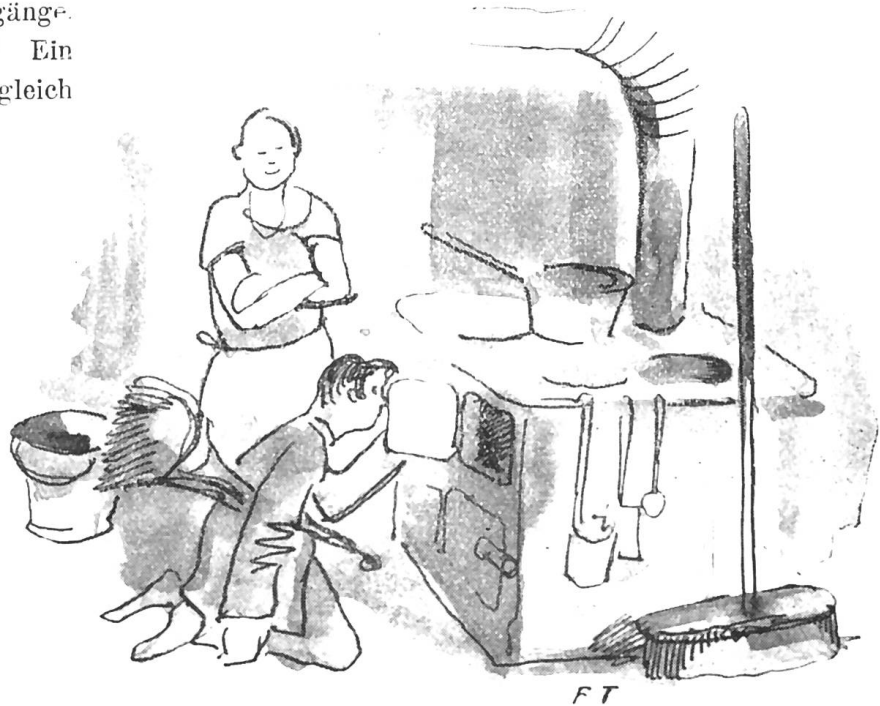
Kisten schleppen

Wie sollte ich das alles finanzieren, wo doch nirgends eine standesgemässe Beschäftigung zu finden war? Man suchte immer noch « nur intelligente

Burschen » für Ausgänge. Was sollte ich tun? Ein Elektrizitätsgeschäft gleich in der Nähe meiner Bude suchte stundenweise einen solchen. An einem Samstagmorgen ging ich frisch bin und meldete mich an. Der Geschäftsinhaber lachte mich zuerst aus über meine tolle Idee, als Student zugleich Ausläufer sein zu wollen. Aber ich bestand darauf, und wir einigten uns. Ich sollte jeden Tag einmal vorbeikommen, um zu sehen, ob es

Arbeit für mich habe, und Fr. 1.80 pro Stunde erhalten. In den ersten Tagen war genügend Arbeit vorhanden. Nicht ohne inneres Widerstreben führte ich den grossen Vierräderkarren aus dem Keller heraus, auf welchem ich elektrische Rohre vom Güterbahnhof abholen und den verschiedenen Kunden zuführen musste.

Das war harte Arbeit, besonders wenn's bergauf ging. Manchmal brachte ich den Wagen mit dem besten Willen nicht mehr vorwärts und musste warten, bis ein Fuhrwerk kam und mich mitführte. «Armer Teufel, kommst nicht mehr weiter? Gib mir einen Stumpen, und ich führe dich in die Stadt hinein», rief mir einmal ein Fuhrmann zu. Ich hatte zwar keinen Stumpen; aber eine Zigarette genügte auch. Ich band meinen Wagen



„Ich sei ein heiterer Chauffeur, wenn ich nicht einmal den Kochherd anfeuern könne...“

hinten an das Fuhrwerk, sass auf, und in raschem Tempo ging's der Stadt zu. So gut ging es aber nicht immer. Manchmal musste ich ziehen, keuchen und schwitzen wie ein Lastwagengaul. Am peinlichsten waren mir immer die Fahrten durch die Stadt, besonders wenn mir dabei noch allerhand Missgeschicke passierten. So fiel mir einmal an der Quai-Brücke ein ganzer Bund Rohre vom Wagen. Die Rohre waren so schwer, dass ich sie selbst unmöglich wieder auf den Wagen bringen konnte. Sofort sah ich mich von einer ganzen Schar Zuschauer umringt. Das Blut stieg mir in den Kopf, dass es keiner der Mühe wert fand, mir behilflich zu sein. Endlich kam ein Tramführer und warf mit kräftiger Hand den Bund Rohre auf den Wagen. Ich zog beschämt weiter, und die Zuschauer gin-

gen lächelnd wieder auseinander. Ich hielt aber auf meinem Posten drei Wochen aus, bis ich die 150 Franken verdient hatte, die ich für den Schulanfang unbedingt notwendig brauchte. Noch während meine Studienkameraden schon emsig zur Schule wanderten, lief ich mit meinem Wägelein mit Rohren, grossen Kisten durch die Stadt.

So ging es mir im ersten Jahre meiner Studien in Zürich. Arbeit und Verdienst war immer vorhanden; ich musste sie nur suchen, und vor allem musste ich auch mit der niedrigsten Arbeit vorlieb nehmen. Im nächsten Jahre war ich dann in dieser Beziehung schon etwas glücklicher. Als ich von meinen Ferien heimkam, wo ich mir übrigens einen kleinen Reservefonds verdient gehabt hatte, brauchte ich nicht mehr als Ausläufer zu gehen. Ich konnte da ruhig zuwarten, bis ich etwas fand, das meinen Wünschen und auch meinem zukünftigen Beruf mehr entsprach.

Wieder

Stehkragenproletarier

Schon nach drei Tagen engagierte mich ein Tuchhändler als Buchhalter für einige Stunden pro Woche. Das war für mich wieder ein ganz neues Gebiet, und ich wusste bei Annahme des Postens nicht einmal, ob ich der Arbeit gewachsen wäre. Ich sollte ganz selbständig eine neue Buchhaltung einführen. Schnell holte ich mir auf der Bibliothek die nötigen Lehrbücher, studierte darin einige Tage und wagte es dann, auf Kosten des neuen Prinzipals, die erforderlichen Bücher anzuschaffen. Da mein Tuchhändler während der ganzen Woche auf Reisen war, musste ich meistens Freitag und

Samstag abends, sogar noch Sonntag vormittags zu der Arbeit kommen. Dabei versäumte ich ja eigentlich nur die Zeit, die mich sonst, und gewiss den meisten Studenten, nur Geld kostete. Für die nächste Zeit, d. h. bis Weihnachten, hatte ich reichlich zu tun; denn ich musste Ende jeder Woche 12—15 Stunden arbeiten. Anfänglich bezahlte mir der Prinzipal 2 Franken pro Stunde, nachher gab's Lohnaufbesserung auf Franken 2.50.

Ueber Weihnachten hatte ich auch noch einen gerissenen Posten bei der eidg. Postverwaltung als Aushilfsbriefträger angenommen. Bald nachher fand ich noch eine weitere Beschäftigung als Buchhalter und Korrespondent in einem Warenhaus. Auch hier war eine rückständige Buchhaltung nachzuführen, die mich während der ganzen Frühjahrsferien beschäftigte. Nachher konnte ich dann die laufende Buchhaltung in 2—3 Tagen pro Monat erledigen. Man bezahlte mir dort 15 Franken im Tag. Allmählich gab ich auch das Stundengeben auf, da ich nun als Buchhalter meinen Unterhalt verdienen konnte.

Wenn ich so in meinem zweiten Studienjahr hauptsächlich hinter dem Pult und über Büchern sass, so waren dafür die Ferien um so abwechslungsreicher und einträglicher. Gleich am Anfang der ersten grossen Sommerferien war ich beim eidg. Schützenfest als Kassier angestellt. Ich hätte noch andere Posten haben können, so als Hotelsekretär im Berner Oberland, aber diese 3 Wochen Festbetrieb in Aarau sagten mir am meisten zu, besonders da ich hier für diese kurze Zeit eine verhältnismässig hohe Belohnung von Fr. 450 bekam. Ueber

einen so hohen Betrag hatte ich noch nie in meinem Leben verfügen können, und er kam mir für die bevorstehenden langen Ferien sehr gelegen. Als ich nach dem Schützenfest anfangs August wieder nach Hause kam und nirgends eine Verdienstgelegenheit fand, da überlegte ich nicht lange. Auf keinen Fall wollte ich nun die 500 Franken, die ich auf der Seite hatte, angreifen. In meinem Drange nach Abenteuer wagte ich 200 Franken und reiste mit diesem Betrag in der Tasche gegen Süden, zuerst nach Lausanne. Dort suchte ich alle Plazierungsbureaus auf und fragte zunächst um einen Posten auf dem Bureau eines Hotels. Aber überall musste ich die betrübende Mitteilung entgegennehmen, dass hierfür die Zeit nicht günstig sei, weil die Saison schon am Erlöschen war.

Da las ich in der Zeitung, dass man in einer Villa in Savoyen einen Chauffeur-Débutant suche. Davon versprach ich mir etwas; denn da hätte ich nun günstige Gelegenheit, das Autoführen zu erlernen. Sofort reiste ich mit meinem Kofferchen über den Genfersee nach Evian-les-Bains, wo ich noch am Abend bei der Madame, die einen Chauffeur suchte, vorsprach. Man engagierte mich zu einem Anfangslohn von 100 französischen Franken mit freier Verköstigung und Logis. Auch die Leibwäsche, sowie die Chauffeurlivrée wurde mir gestellt. Man sprach von einer bevorstehenden Autofahrt nach Paris, von dort nach der Riviera, nach Nizza und Monte-Carlo, wobei ich den Wagen führen sollte. Gleich in den nächsten Tagen sollte mir der Sohn des Hauses das Auto erklären und mich im Lenken gründlich instruieren. Aber bald kam die Enttäuschung.

Ein Mädchen für alles mit dem Chauffeurtitel

Schon die düstere Ecke, die man mir im Estrich als Schlafgelegenheit angeboten hatte, versprach nichts Gutes. Nur durch einen Vorhang war mein «Zimmer» von der übrigen Winde abgeschlossen. Da es in jenem Sommer sowieso Tag für Tag regnete, so war es dort oben ungemütlich feucht, und schon am andern Morgen hatte ich mich unangenehm verkühlt. Dazu kam aber noch eine Plage, die ich allerdings erst in den nächsten Tagen merkte, nämlich die Wanzen. Wegen des kalten Wetters waren diese Tierlein zum Glück nicht allzu zudringlich, und ich hätte mich mit diesen Unannehmlichkeiten abgefunden, wenn wenigstens das übrige Verhalten der Herrschaft meinen Erwartungen und auch ihren Versprechungen entsprochen hätte. Am ersten Morgen musste ich um 6 Uhr in der Küche antreten. Da es am Auto noch nichts zu tun gab (denn der Sohn lag noch im Bett), so sollte ich zuerst die Haustreppe reinigen. So gut ich es eben konnte, entledigte ich mich dieser Arbeit, immer in der Hoffnung, es komme dann schon besser. Nachher musste ich der Köchin den Herd anfeuern, was mir misslang und schon zur ersten Auseinandersetzung mit der Madame Anlass gab. Ich sei noch ein richtiger Anfängerchauffeur, wenn ich nicht einmal den Küchenherd einheizen könne, sagte mir die Madame halb im Scherz. Auch die Treppe sei nicht gut gereinigt, zuerst müsse man doch den Dreck und den Staub wegnehmen und erst nachher wischen. Aber das nächste Mal werde es schon besser gehen. Ich sollte also Haustreppen fegen, Küchenherd anheizen, d.

h. den Hausknecht markieren. Dass ich hier nur Hausknecht war, das sollte mir aber noch viel gründlicher verständlich werden; denn nachher zeigte man mir den Salon und den Kasten mit den — Besen, Blocher, Flaumer, Abstaublumpen usw., — mit welchen ich nun alle Tage funktionieren sollte: Im Salon musste ich zuerst mit der Teppichmaschine den Teppich reinigen, dann mit dem gewöhnlichen Besen ja in alle Ecken fahren, dann mit dem Blocher auf dem Parkettboden hin- und herrutschen, und zuletzt musste alles sauber abgestaubt werden. So sollte ich jeden Morgen fünf Zimmer behandeln.

Ich schickte mich darein, immer in der Hoffnung auf die bevorstehende Reise nach Paris und an die Riviera. Ich musste manchmal hellauf lachen, wenn ich mich während der Arbeit beim Zimmermachen mit der grünen Schürze, mit dem Besen und Staublumpen in der Hand, in dem Spiegel sah. Was würden meine Studienkameraden von Zürich sagen, wenn sie hier sehen würden, wie ich meine Ferien verbringe! Gegen Mittag erschien endlich der Sohn und zeigte mir den Wagen, der nun, eben weil sie bisher lange keinen Chauffeur gehabt hatten, endlich einmal gründlich gereinigt werden sollte. Aber das war auch nicht möglich, bevor die Garage resp. der Keller einmal aufgeräumt war. Während eines ganzen Nachmittags rieb und kratzte ich nun einmal den grössten Kot vom Wagen herunter, nur damit sich die Herrschaft damit wieder in der Stadt zeigen durfte. Am andern Nachmittag fuhr die Madame mit ihrem Sohn auch richtig aus, und ich musste unterdessen, nachdem ich die Zimmer in Ordnung ge-

bracht hatte, auch im Keller aufräumen. Das war eine tüchtige Arbeit. Bis nachts 10 Uhr hauste ich da unten, stellte herum, wischte, fegte und spritzte. Um halb 11 Uhr kamen die Gnädigen nach Hause und brachten die längst erwartete Nichte aus Paris, ein bildschönes Mädchen, wie mir die Köchin gesagt hatte, mit. Ob schon ich seit Mittag noch nichts zu essen bekommen hatte und über dieses seltsame Verhalten der Herrschaft etwas aufgebracht war, öffnete ich mit Schneid die Autotüre und nahm den Angekommenen die Garderobe ab. Alles nur um der schönen Pariserdame willen, die mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Ihre Ankunft hatte mich in der Tat wieder etwas angeregt, und mit einer gewissen Neugier kroch ich gegen 12 Uhr ins Bett und erwartete ungeduldig, was mir die nächsten Tage bringen sollten.

Ein Schosshund vertreibt mich

Der andere Tag aber brachte schon eine Wendung. Als ich das Zimmer der schönen, jungen Pariser Mademoiselle machen sollte, war ich über die Ordnung, die dieselbe zurückliess, so empört, dass ich alles stehen und liegen liess und der Madame erklärte, sie solle sich einen andern Chauffeur suchen. Abgesehen davon, dass diese Dame selbst eine Ordnung hinterliess, die jeder Beschreibung spottete, musste auch noch ihr kleines Schosshündlein, ein abscheuliches Mistvieh, bei ihr übernachten, das natürlich als junges Tierlein noch nicht wusste, wie man sich in einem Zimmer aufführt. Und da hätte ich in allen Ecken aufputzen sollen. Die Madame entschuldigte sich, selbstverständlich habe ich das

nicht aufzuputzen, das solle die Made-
moiselle machen. Sie sei sonst sehr zu-
frieden mit mir, ich solle die Sache nicht
so ernst nehmen usw. Aber ich bestand
auf meiner Kündigung; denn gerade an
jenem Morgen juckten mich auch die
Bläschen, die mir die Wanzen gebissen
hatten, so entsetzlich, dass ich es nicht
mehr länger aushalten wollte.

Bei strömendem Regen schritt ich mit
meiner schweren Handtasche in wirklich
sehr düsterer Stimmung dem Bahnhof zu.

Ich war im Moment noch nicht darüber
einig mit mir, ob ich wieder zurück über
den Genfersee nach Hause reisen, oder
meine Abenteuerlust weiter befriedigen
sollte. Da kam plötzlich der Expresszug
Bouveret-Evian-Nice herangesaust. Da
war mein Entschluss gefasst. Die Köchin
hatte mir ja schon immer von der schö-
nen französischen Riviera erzählt. Schnell
löste ich mir das Billet nach Lyon, wo
ich nachts halb zehn Uhr ankam.

(Der Schluss dieses Artikels erscheint in der [März-
nummer des „Schweizer-Spiegel“)

